

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 44 (1964-1965)

Heft: 7

Artikel: Der Weltchronist im Zweiten Weltkrieg

Autor: Salis, Jean Rudolf von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weltchronist im Zweiten Weltkrieg

JEAN RUDOLF VON SALIS

Die Aufforderung, über meine Freitagskommentare aus dem Studio Zürich des Senders Beromünster in den Jahren 1940 bis 1945 zu berichten, bereitete mir zunächst eine gewisse Verlegenheit. Was man hinter sich gebracht hat, liegt einem fern, und man hat sich längst andern Arbeiten zugewandt. Was hatte es mit dieser «Weltchronik» auf sich? Sie war natürlich in erster Linie für die schweizerische Öffentlichkeit bestimmt, sie sollte orientieren und zur Meinungsbildung beitragen. Später habe ich vernommen, daß meine Sendungen in Deutschland und im besetzten Europa abgehört wurden — trotz dem großen Risiko, das für die Hörer damit verbunden war. Ich beklagte, daß dieses verbotene Abhören einigen Menschen zum Verhängnis geworden ist, sei es, daß sie dabei erwischt wurden, sei es, daß sie bei Luftalarm sich nicht in Sicherheit brachten und getötet wurden. Aber ich habe nach dem Kriege auch unzählige Dankesbriefe erhalten, und obgleich seit jenen dunklen Tagen viele Jahre vergangen sind, werde ich in Deutschland, im Elsaß, in Österreich und anderswo immer noch auf meine damaligen Sendungen hin angesprochen. Am meisten hat es mich gewundert, daß man mir immer wieder versicherte, diese Sendungen hätten vielen Menschen Trost gebracht. Weshalb waren sie trostreich?, fragte ich mehr als einmal; denn, genau besehen, waren es nichts als sachliche Darstellungen des politischen und militärischen Kriegsgeschehens, Lageberichte, also Analysen der Weltlage. Was stand nun eigentlich in meinen Wochenberichten? Ich habe sie zum erstenmal nach so langer Zeit wiedergelesen. Und, wie habe ich sie gemacht? Welchen Gedankengängen entsprangen sie? Wie habe ich das Kriegsgeschehen, das sich allmählich entwickelte und noch nicht aus historischer Distanz überblickt werden konnte, dargestellt?

Denn eines ist doch klar: auch der Historiker und Publizist wußte wenig Zuverlässiges über den Gang der Dinge; er konnte weder den Ablauf einer militärischen Operation aus der Nähe beobachten, noch horchen, wenn Staatsmänner verhandelten und ihre Beschlüsse faßten. Seine wissenschaftliche Schulung gestattete ihm nicht, Propagandameldungen der kriegsführenden Mächte zu übernehmen, und die neutrale Politik seines eigenen Landes, der Schweiz, gestattete in Kriegszeiten auch keine betonte Parteinahme. Überdies sorgte die Zensur der Armee mit ihren Weisungen für Maßhalten im Urteil; Kritik an fremden Staatsoberhäuptern und Regierungschefs war untersagt, Werturteile mußten mit der nötigen Zurückhaltung ausgesprochen werden.

Die wissenschaftliche und die politische Vorsicht in der Berichterstattung begannen sich übrigens mit meinem Temperament, das nicht kämpferisch ist, mit meiner Abscheu vor dem Lautstarken und Schrillen. So tief meine Abneigung gegen die faschistischen und nationalsozialistischen Ideologien und ihre Repräsentanten von jeher war: es wäre mir wie eine Erniedrigung erschienen, wenn ich mich auf den gleichen Ton herabgelassen und zu ihrer Bekämpfung mich des gleichen abgeschmackten Wortschatzes bedient hätte. Simplifizierungen waren mir immer zuwider. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich noch vor dem Kriege mit Franz Werfel hatte, der nach dem «Anschluß» Österreichs mit seiner Frau Alma Mahler in Zürich Zuflucht bei seinem Schwager, dem damaligen Direktor des Schauspielhauses, fand. Über das Schicksal Österreichs hatte ich einen Artikel in der «Neuen Schweizer Rundschau» veröffentlicht, der die Ursachen und Auswirkungen der österreichischen Vorgänge verständlich zu machen versuchte; Werfel sprach lange mit mir über diesen Aufsatz und schien davon sehr angetan. Etwas verwundert wandte ich ein: Aber diese Darstellung ist doch ganz unpolemisch? Gerade deshalb sei sie zutreffend, erwiderte er, und wörtlich: «Analyse ist die beste Polemik.» Ich glaube, ich habe diesen Ausspruch Werfels lange im Gedächtnis behalten; er wurde, bewußt oder unbewußt, zum Leitsatz meines Verhaltens in den Wochenchroniken, die ich jeden Freitag im Kriege verfaßt und gesprochen habe: Analyse ist die beste Polemik.

Es war im ersten Kriegswinter. Im Januar 1940 trat infolge des Todes von Bundesrat Motta ein Wechsel in der Leitung des Eidgenössischen Politischen Departements, unseres Außenministeriums, ein; sein Nachfolger, Bundesrat Pilet-Golaz, bat mich zu sich nach Bern und ersuchte mich, in deutscher Sprache die Sendung «Weltchronik» bei Radio Beromünster zu übernehmen. Er begründete in einigen Worten diesen Auftrag. Ich wandte ein, daß ich keine Erfahrung mit dem Rundfunk und noch nicht einmal ein eigenes Empfangsgerät hätte, daher auch nicht wüßte, wie am Mikrophon eine solche politisch-militärische Kriegsberichterstattung zu bewerkstelligen sei. Natürlich appellierte der hohe Magistrat an mein staatsbürgerliches Pflichtgefühl, er sagte, ich würde das schon lernen, und da ich nicht in der Armee diente, hätte ich übrige Zeit; das sei eine Art Ersatz für die Dienstpflicht. Ich muß gleich sagen, daß dieser Auftrag ganz allgemein gehalten war, in dem Sinne, ich brauchte bloß so zu sprechen, wie ich bisher geschrieben hätte, als Historiker; er wünschte für dieses Amt keinen Parteipolitiker und keinen professionellen Journalisten. Als ich ein Jahr danach zufällig bei der Vernissage einer Gemäldeausstellung in Bern wieder mit Pilet-Golaz zusammentraf, fragte ich ihn, was er von meinen Wochenberichten halte. Er wolle mit mir nicht über «radiophonische Angelegenheiten» sprechen, erwiderte der Bundesrat, ich solle nur so fortfahren, er habe ab und zu die «Weltchronik» abgehört, sie sei in Ordnung. Verantwortlich war ich bloß gegenüber der Generaldirektion der

Schweizerischen Rundspruchgesellschaft, der ich jeden Freitag mein in den Morgenstunden geschriebenes Manuskript von Zürich aus als Eilbrief nach Bern sandte, worauf ich abends, wenn ich ins Studio kam, meist den Vermerk auf meinem Manuskript fand: «Von Bern aus in Ordnung.» Manchmal ersuchte man mich um eine stilistische Änderung, seltener waren Striche deszensurierenden Beamten. Mit der Zeit verschwanden diese Striche fast ganz. Um 19 Uhr 10 sprach ich. Sendezeit fünfzehn Minuten.

Ich hatte wenig Kontakt mit den politischen Instanzen, mit Ausnahme von wenigen Freunden, die dem Parlament oder dem diplomatischen Dienst angehörten. Unsere Armeeführer kannte ich nicht persönlich, mit keinem von ihnen kam ich während des Krieges ins Gespräch; vom Nachrichtendienst der Armee wußte und hörte ich während des ganzen Krieges nichts. Man war also zur Beschaffung des Nachrichtenmaterials ziemlich auf sich selbst gestellt, aber man hatte auf diese Art ein schönes Maß Unabhängigkeit. Indessen war unser Land bald ganz vom Kriegsgeschehen eingeschlossen, wir saßen in einer Mausefalle — anders ausgedrückt: in einer rings von den Achsenmächten und ihren Armeen eingeschlossenen Zitadelle.

Es war die ungeheure Bedeutung des Rundfunks in jener Kriegszeit, daß er die Verbindung mit der ganzen Welt aufrecht erhielt. Wir hörten bei Tag und bei Nacht die Nachrichten, Kommentare und Reden aus allen Ländern der Welt; man hatte den Ätherkrieg in seinem Arbeitszimmer. Es mußten Hitlerreden abgehört werden, mit ihren so merkwürdig penetranten, aus den Eingeweiden kommenden Sätzen, so daß man zur Beruhigung der Nerven dazu eine Zigarette rauchte. Denn Hitler war ein Meister des drohenden Tones, der unheilverkündenden Wendung. Aber der Stilist und Artist, auch der Sophist des Regimes war Goebbels, der seine Sätze feilte und seine Diktion pflegte, sich auf die hohe und die tiefe Lage verstand, einschmeichelnd und zynisch. Natürlich hörte man Churchill, einmal sogar, nach der Niederlage Frankreichs, auf französisch, als er die geschlagenen Franzosen tröstete und ihnen eine bessere Zukunft in Aussicht stellte. Soll man verschweigen, daß Churchill die große Hoffnung, die bewunderte Figur all derer war, die in den Kriegsnächten nicht verzweifeln wollten? Bereits im Juni 1940 wurde ich auf General de Gaulle aufmerksam gemacht, der über den Sender London gesagt hatte, Frankreich habe eine Schlacht, aber nicht den Krieg verloren. Sein Komitee Freies Frankreich organisierte einen eigenen Sender in Brazzaville, der sich später in Algier niederließ. Die Sendungen der BBC in London, in englischer, deutscher, französischer, italienischer, holländischer Sprache hörten wir regelmäßig ab. Die deutschen Störsender waren lästig, aber in der Nacht weniger wirksam als bei Tage. Es kam die «Voice of America», es kam der Sender Moskau, der von Kuybyschew aus deutsch und französisch sendete. Roosevelt sprach kühler, härter als Churchill, aber kristallklar. Mussolinis Pathos war zu äußerlich, zu nichtssagend, als daß sich ein langes Abhören lohnte. Vorübergehend sendete

auch eine Gruppe von Widerstandskämpfern in Frankreich, aber der Möbeltransportwagen, in dem sie sich verbargen, wurde von den Deutschen entdeckt, und die Leute, die sich «Ritter vom Eisernen Besen» genannt hatten, wurden hingerichtet. Aus Amerika drang die Stimme von Thomas Mann zu uns.

Dieser akustische Krieg war mehr als bloß eine Illustration des Kriegsschehens. Worte im Krieg sind nicht Literatur, sie gehören zu den Taten; sie künden diese an, oder sie bekennen sich zu ihnen; sie sollen anfeuern, überzeugen, überreden, wenn nötig bekehren. Gerade dieser Erscheinung gegenüber hieß es, auf der Hut zu sein. Wir wollten, wir konnten, wir durften in der Schweiz keine Kriegspropaganda machen. Diese Zurückhaltung kostete manchmal Selbstüberwindung — ich will es nicht leugnen; unsere Aufgabe war eine andere, vielleicht keine unnütze. Wir versuchten, die Wahrheit zu finden. Ich las damals die Rede wieder, die im Ersten Weltkrieg — im Dezember 1914 — Carl Spitteler in Zürich gehalten hat, zur Mahnung an seine Landsleute, die sich für und wider die eine oder die andere Kriegspartei zu ereifern pflegten. Spitteler sagte: «Daß wir als Unbeteiligte manches klarer sehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenschaft Befangenen, versteht sich von selber. Das ist ein Vorteil der Stellung, nicht ein geistiger Vorzug.» In diesem Sinne galt es, den Vorteil der Stellung zu nützen. Es war bereits ein solcher Vorteil, daß unsere Presse die Heeresberichte und die Kommentare aus allen Ländern abdruckte. Man hatte, unter seinen Augen, ständig die Darstellungen beider Kriegsparteien. Viel verdankte ich zwei Zeitungen: den «Basler Nachrichten», deren außenpolitische Leitartikel aus der Feder Albert Oeris und deren militärische Lageberichte von Oberst Oskar Frey gleich vorzüglich waren; ferner der «Weltwoche», die in Zürich erschien, deren Chefredakteur Karl von Schumacher treffend, spitz und gescheit schrieb; ein ehemaliger bayerischer Offizier, Franz Carl Endres, der in Luzern wohnte, verfaßte den militärischen Wochenbericht dieser Zeitung mit fachmännischer Zuständigkeit. Die Hauptsache war, für die politische wie für die militärische Urteilsbildung, sich nicht verblüffen, sich nicht blenden, sich nicht verführen, nicht verwirren zu lassen.

Zweifellos hat jede Fachrichtung ihre Einseitigkeiten, auch die historische, aber ich wüßte nicht, welche Betrachtungsweise und methodische Schulung für die Beurteilung der Politik angemessener wäre als diejenige, die die Geschichtswissenschaft vermittelt. Sie liefert viel Vergleichsmaterial, sie lehrt uns die Relativität, das heißt den Beziehungsreichtum alles Geschehens erkennen, sie gestattet den Überblick über das, was verworren scheint, sie öffnet Ausblicke in die Tiefe der Zeiten; sie hält nichts für endgültig und zwingt den Betrachter, jeden Gesichtspunkt auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Das Ethos der Geschichtsschreibung ist die Wahrhaftigkeit, ihr Ideal die Objektivität. Aus diesen Gründen taugt der Historiker, der es mit seiner Sache ernst

nimmt, nicht zum Propagandisten. Es hat wohl immer auch einseitige oder gar demagogische Historiker gegeben; ich konnte mit ihnen, weder mit den toten noch mit den gegenwärtigen, nie viel anfangen. Auch an der Generalstabsarbeit kann man ein Vorbild nehmen. Sie trachtet, ohne Über- oder Unterschätzung, unter Zurückstellung von Sympathien und Antipathien, die Truppenstärke, die Bewaffnung, die materiellen Hilfsquellen, die psychische Verfassung, die Kampfkraft und das taktische Können einer Armee, ob Freund oder Feind, objektiv zu beurteilen. Ich kannte in Zürich einen ehemaligen österreichisch-ungarischen Generalstabsoberst, von dem ich manches gelernt habe. Als Hitler Rußland angriff, fragte ich ihn, der im Ersten Weltkrieg gegen dieses Land gekämpft hatte, wie er die Aussichten der Sowjetarmeen beurteile. Er warnte mich vor der Unterschätzung des russischen Soldaten und Offiziers, und vielleicht ist es ein Ergebnis dieser Gespräche, daß ich trotz den raschen deutschen Anfangserfolgen bereits am 18. Juli 1941 in meiner Freitagssendung sagte: die Sowjettruppen «kämpfen trotz dem Geländegewinn (der Deutschen) mit jenem dem russischen Volk eigenen Gleichmut, der auch durch schwerste Verluste und Niederlagen nicht leicht gebrochen werden kann.» In einem früheren Zeitpunkt, Ende Mai 1940, als der Ausgang der Schlacht um Frankreich keinem Zweifel mehr unterlag, schloß ich meinen Kommentar mit der Bemerkung, die militärischen Möglichkeiten erhaltenen «ihre Bedeutung erst, wenn man erfährt, wie sich die internationale Politik weiter entwickeln wird». Ich fuhr fort: «Es gibt militärisch und wirtschaftlich starke Großmächte, die bisher dem Krieg fernstanden. Es gibt in Europa große Gebiete, die bisher vom Krieg verschont geblieben sind. Was erst die Zukunft lehren wird, ist, ob und wann weitere Länder in den Krieg hineingezogen werden, ob und wo neue Kriegsschauplätze entstehen werden. Erst die Beantwortung dieser Fragen wird zeigen, welche Auswirkungen die Kämpfe haben werden, in die Deutschland auf der einen, Frankreich und England auf der andern Seite verwickelt sind.» Ich hielt den Feldzug in Frankreich nicht für das Kriegsende.

Ich gebe zu, daß ein Kommentator im Jahre 1940, wenn er nicht vorschnell glauben wollte, alles sei schon entschieden, die Achsenmächte beherrschten Europa, England besitze nur noch eine Gnadenfrist, seinen Weg im Nebel und gegen diejenigen suchen mußte, die dem Erfolg nachliefen oder sich vor ihm beugten. Zufällig hatte ich mich seit dem 10. Mai in Paris aufgehalten, als die große deutsche Offensive losbrach, die in kurzer Frist den Widerstand in Holland, Belgien und Frankreich zerschlug, und die Flüchtlinge aus dem Norden panikartig in immer größeren Scharen nach der französischen Hauptstadt strömten. Ich verließ sie, als die Wehrmacht in Compiègne stand, und als ich in Zürich eintraf, fand ich eine halb leere Stadt vor, nachdem viele Menschen irgendwo in den Bergen oder am Genfersee Zuflucht gesucht hatten in der Meinung, die deutsche Offensive werde auch unser Land nicht verschonen. Aber die Zeitungen erschienen, das Theater spielte, und am Tag, da wir den

Fall von Paris erfuhren, besuchten wir, bedrückt und der Aufrichtung bedürftig, im Schauspielhaus die großartige Aufführung von «Faust», Zweiter Teil. Als ich nach dem französischen Waffenstillstand in der Straßenbahn einen befreundeten Kollegen traf, der stets die Meinung vertreten hatte, Hitler könne nicht siegen, fragte ich ihn: «Und jetzt?» Vernehmlich antwortete er: «Was geschehen ist, kann an meiner Grundkonzeption nichts ändern» — ein Auspruch, der von den Fahrgästen mit freundlichem Schmunzeln quittiert wurde. Sie brauchten nicht zu fragen, um welche Grundkonzeption es sich handelte.

Man muß unterscheiden zwischen der Gesinnung, die kein Mensch ganz verleugnen kann, und der sachlich-kritischen Beurteilung der realen Vorgänge. Was die Gesinnung betrifft, kam es für mich nie in Frage, in irgendeinem Punkte der Ideologie Mussolinis und Hitlers, geschweige denn ihren unmenschlichen und räuberischen Methoden Sympathie entgegenzubringen. Die Ermordung Matteottis in Italien, die Mordnacht vom 30. Juni 1934 in Deutschland hatten endgültig über diese Frage entschieden. Meine langjährigen historischen Forschungen über die Zeit Napoleons und die Opposition gegen ihn hatten bewirkt, daß ich selbst für einen hervorragenden Feldherrn und Organisator wie Napoleon nie so etwas wie Heldenverehrung empfunden habe, sondern mit Geist und Herz auf der Seite derjenigen stand, die gegen seine Tyrannie, gegen seine Polizeimethoden, gegen seinen Größenwahn sich aufgelehnt hatten. Was Frau von Staël und ihr Kreis gegen Napoleon vorgebracht hatten, brachte in unserer Zeit Thomas Mann, der bis 1938 in unserer Mitte lebte, brachten viele von uns, Deutsche, Italiener, Schweizer, zweifellos mit mehr Grund, gegen die improvisierten Cäsaren in Rom und Berlin vor. Aber auch realpolitisch und strategisch konnten ähnliche Argumente gegen sie ins Feld geführt werden, wie gegen ihr großes Vorbild. Was schon vor dem Kriege von 1939 geschehen war und weiterhin geschah, verriet keine politische Klugheit, war maßlos und größenwahnsinnig, verstieß gegen die Gesetze einer tragbaren Machtpolitik und war daher nach kürzerer oder längerer Frist zum Scheitern verurteilt. Für Hitlers Großraumpolitik bot Deutschland eine zu schmale und strategisch ungünstige Basis. Was Talleyrand gegen die Eroberungspolitik Napoleons, als sie auf ihrem Gipelpunkte stand, vorgebracht hatte, brachten wir gegen Hitler vor, als seine Erfolge die einen begeisterten, die andern entmutigten. Solche Anschläge gegen kleine Staaten, solche Verstöße gegen das Mächtegleichgewicht, dieses nachtwandlerische Vorprellen nach allen Richtungen, wenn dem Eroberer auch zunächst an vielen schwachen Stellen tiefe Einbrüche gelangen, mußten Abwehrkräfte wecken und diejenigen auf den Plan rufen, deren Interessen bedroht waren. Hitler kannte nicht Bismarcks «cauchemar des coalitions», diese Furcht, es könnte sich gegen einen starken Militärstaat eine feindliche Koalition bilden. Nichts schien mir unbismarckischer als Hitlers Politik; er provozierte die Mächte, bis die unerwartetste Koalition zustandekam. In meinem Lagebericht vom 4. Juli 1941,

also zwölf Tage nach Hitlers Angriff gegen Rußland, konnte ich es aussprechen: «Die jüngsten Ereignisse», heißt es dort, «haben dazu geführt, daß durch die unerbittliche Logik des Kriegsverlaufs die auf kapitalistisch-bürgerlicher Grundlage aufgebauten angelsächsischen Staaten und Reiche mit dem kommunistischen russischen Sowjetstaat gemeinsam ihren Existenzkampf führen müssen und dabei gleichzeitig das nationale China auf ihrer Seite haben.»

Die humane Gesinnung, also gerade die beste deutsche, diejenige Lessings, Schillers, Goethes, und die sachliche und realpolitische Beurteilung des großen nationalsozialistischen Abenteuers, das sich mit den Sehnsüchten des deutschen Volkstums zu identifizieren vorgab, aber das Wertvollste, was eine Nation besitzt, ihre Gesittung und Kultur, verriet, befanden sich in Übereinstimmung. Das ist nachträglich leicht gesagt; schwieriger war es, als ein Staat nach dem andern auf unserm Kontinent unter den Schlägen der Wehrmacht zusammenstürzte, und als wir uns in unserer kleinen Alpenfestung recht allein und von der weiten Welt abgeschnitten vorkamen, mit Vernunft und Weitblick zu urteilen. Die wenigsten gaben nach dem französischen Waffenstillstand von 1940 England eine Chance. Sein Expeditionskorps hatte in Frankreich seine Waffen zurückgelassen und war mit leeren Händen aus Dünkirchen zurückgekehrt. Aber es besaß eine Flotte, und seine Luftwaffe hatte anfangs September die Angriffe von Goerings Bombern abgewehrt.

Unter den Militärschriftstellern und -historikern, die ich damals las, hatte mir die Theorie des amerikanischen Admirals Mahan großen Eindruck gemacht; sie besagt in kurzen Worten, daß trotz der anfänglichen Erfolge einer Landarmee die Kriegsentscheidung letzten Endes von demjenigen herbeigeführt wird, der die Seemacht besitzt¹. Die Kriegsgeschichte, insbesondere auch die Kriege Napoleons, liefern für Mahans Theorie Beweismaterial. Nachdem Hitler — wie Napoleon lange vor ihm — die geplante Invasion Englands nicht gewagt hatte, stellte ich im November 1940 fest: «Bis anhin kann man etwas vergröbernd sagen, daß auf dem Festland der Sieg der Achse gehört und daß auf den Meeren die Angelsachsen herrschen.» Der Kampf ist «um die hauptsächlichen Machtpositionen in der Welt und auch um zwei grundverschiedene Auffassungen vom Zusammenleben der Völker entbrannt». Und nach der Überrennung Jugoslawiens und Griechenlands durch die Wehrmacht, am 9. Mai 1941: «So wie Deutschland den militärischen Vorsprung, den es besitzt, nicht von seinen Feinden einholen lassen will, so ist England darum besorgt, den Vorsprung zur See nicht zu verlieren. Es ist zur Stunde der Kampf zwischen der größten Militärmacht und der größten Seemacht im Gange, wie ihn in diesem Ausmaß die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat.»

Zwei andere Faktoren waren früh erkennbar: die Bedeutung der Luftwaffe und die Hilfe der amerikanischen Industrie für England. Roosevelt hatte in seiner «Plauderei am Kaminfeuer» zum Jahreswechsel von 1940 auf 1941 klar

Stellung bezogen, indem er die Hilfe an England als ein Mittel zum Schutz der amerikanischen Interessen bezeichnete und sagte, eine Verwirklichung von Hitlers Weltbeherrschungsplänen würde eine tödliche Bedrohung für die Vereinigten Staaten bedeuten. Ich nannte diese Rundfunksendung des amerikanischen Präsidenten «das wichtigste und folgenschwerste politische Manifest, das seit Kriegsbeginn an das amerikanische Volk gerichtet wurde». Bereits am 13. März 1941 konnte ich über die Verabschiedung des Leih- und Pachtgesetzes durch den amerikanischen Kongreß berichten und Roosevelts berühmt gewordenen Satz zitieren: «Die größte Industrienation der Welt ist nunmehr zum Arsenal der Demokratie geworden.» Daran knüpfte ich die Bemerkung, der Zusammenbruch Frankreichs habe einen radikalen Umschwung in der öffentlichen Meinung Amerikas herbeigeführt, und ich fuhr fort: «Die Sprach- und Geistesverwandtschaft zwischen den angelsächsischen Völkern und vor allem die Gemeinsamkeit ihres Ideals der Freiheit, der Demokratie und der Würde der menschlichen Persönlichkeit hat die Amerikaner an die Seite der Briten gebracht.» Das war aber in jenem zweiten Kriegswinter denn doch etwas zu viel; das Ideal der Freiheit und der Demokratie ließ man mir durchgehen, aber die «Würde der menschlichen Persönlichkeit» fand ich durchgestrichen vor, als ich vor dem Mikrophon mein Manuskript las. Ich verschwieg am gleichen Tage nicht, daß die englischen Schiffsverluste infolge des deutschen U-Boot-Krieges bedrohlich anstiegen. Kurz, ich konzentrierte vom Herbst 1940 an meine Aufmerksamkeit auf ein paar wenige, kriegsentscheidende Dinge, die in meinen Freitagskommentaren immer wiederkehren sollten: auf die Schlacht im Atlantik, auf die Sicherung der britisch-amerikanischen Seeverbindungen auf allen Weltmeeren, auf die Luftwaffe, auf die Aktivierung des amerikanischen Kriegspotentials.

Für die schwachen Punkte dieses angelsächsischen Abwehrsystems waren wir nicht blind. Die Seeverbindungen nach England litten schwer unter den Angriffen der deutschen U-Boote, England mußte nach Dünkirchen seine ganze Bewaffnung neu schmieden, die Hilfe Amerikas war stark im Rückstand und litt lange unter der Behinderung durch das Neutralitätsgesetz, das den amerikanischen Schiffen verbot, die Häfen kriegsführender Staaten — also auch Englands — anzulaufen. Die Royal Air Force hatte bei der Schlacht über England im Herbst 1940 große Verluste erlitten, Hitler, der in seiner Rede vom 4. September den englischen Städten gedroht hatte, er werde sie «ausradieren», richtete mit seinen Bombern schwere Verwüstungen in London, Birmingham, Coventry und andern Industriezentren des Inselreichs an. Die britischen Streitkräfte in Ägypten waren, nach ihren Anfangserfolgen gegen die Italiener im Winter 1940 auf 1941, vom Afrikakorps Rommels bedroht. Ich zitierte Churchill, der davon sprach, daß England und die englisch sprechenden Völker «einen düsteren und mörderischen Weg durchschreiten» und daß bisher die amerikanische Hilfe ungenügend und daher außerordentlich dringend sei. Ich

zitierte Roosevelt: «der europäische Krieg habe sich in einen Weltkrieg um die Weltherrschaft verwandelt» (30. Mai 1941). Und ich stellte die Frage, ob wohl der europäische und der fernöstliche Krieg zwischen China und dem mit den Achsenmächten verbündeten Japan zu einem einzigen Konflikt zusammenwachsen werden.

Das Potential der Anti-Hitler-Koalition war zweifellos gewaltig, aber selbst noch als Rußland bereits im Kriege stand, am 26. September 1941, bemerkte ich: «Die alliierten Mächte trachten, ihre eigene Kriegsproduktion in einer Weise zu steigern, daß möglichst rasch die potentielle Überlegenheit, über die die Koalition des Britischen Reiches, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten von Amerika verfügen, auch in eine tatsächliche Überlegenheit verwandelt werde.» Dergleichen trockene Feststellungen über den Rückstand, die Verspätung, die mangelnde Stärke an Truppen und Material, den Bedarf an Waffen, Panzern, Schiffen und Flugzeugen kommen in meiner «Weltchronik» oft vor; sie erklärten die Mißerfolge und Rückschläge der Alliierten, den Vorsprung und die Erfolge der Deutschen, zumal diesen das beträchtliche Potential der eroberten Länder und Provinzen und der europäischen Neutralen zur Verfügung stand. Es gab ungeduldige Hörer, denen diese realistischen Feststellungen zu vorsichtig, zu pessimistisch vorkamen; aber ich nahm Churchills Mahnungen ernst, der vor einem verfrühten Optimismus immer von neuem warnte und die Notwendigkeit neuer Opfer und Anstrengungen betonte. Die Erfordernisse des totalen Krieges, die Probleme der Kriegswirtschaft, der Rohmaterialien, der Industrieproduktion, des Verkehrs zu Lande und zur See, des Arbeitseinsatzes mußten wiederholt erläutert werden. Ihnen entsprachen militärische Erfordernisse, die durch Blockade, durch U-Boot-Krieg und durch konzentrierte Angriffe aus der Luft diese Kriegswirtschaft, diese See- und Verkehrswege, diese Fabriken, kurz das wirtschaftliche und geordnete Leben der Menschen und Städte in den kriegsführenden Ländern zu vernichten unternahmen. Die Leiden, die über die Menschen gekommen, wurden wiederholt erwähnt, desgleichen die Energien, der Opfergeist, der Heroismus, die Erfindungsgabe, die überall durch den Krieg geweckt und in sein zerstörerisches Unternehmen angelegt worden waren. Oft griff man zu Zitaten, um ein eigenes Urteil aussprechen zu können; zum Beispiel zitierte ich, als im April 1940 Norwegen sich gegen den Angreifer wehrte, einen Satz aus der letzten Weihnachtsbotschaft des Papstes Pius XII.: «Der Lebenswille eines Volkes darf niemals gleichbedeutend sein mit dem Todesurteil über ein anderes Volk.»

Und Rußland? Im Spätherbst 1940 hieß es in der «Weltchronik», die Sowjetunion stehe dem Kampf der Ideologien, auf die sich sowohl die Achsenmächte als auch die Angelsachsen beriefen, völlig fern; sie betone «ihre Unabhängigkeit gegenüber allen kriegsführenden Parteien und ihre wachsame Neutralität» (17. X. und 28. XI. 1940). Ihre Stellung in Europa habe sie verbessert

durch die Zurückgewinnung der Küsten und Stützpunkte an der Ostsee, im Baltikum, in Polen, der Bukowina und Bessarabien. Die russische Außenpolitik warte ab, gewinne Zeit. Aber Moskau unterstütze China mit russischem Kriegsmaterial; dies sei «der einzige, wenn auch nicht unwichtige Punkt, in dem Sowjetrußland die gleiche Haltung einnimmt wie England und Amerika...» (28. November 1940). Das war nach Molotows Besuch in Berlin, über dessen Verlauf man nicht viel wußte. Am Jahresende wird vermerkt, daß die Beziehungen zwischen Rußland und der Achse heikler werden und daß die Reibungspunkte sich an den Dardanellen und an der Donaumündung befinden. Das Gewicht der beiden großen Neutralen, Amerika und der Sowjetunion, heißt es im Februar 1941, werde je größer, desto länger der Krieg währe. Als nach dem Staatsstreich in Jugoslawien, anfangs April 1941, die Sowjetregierung einen Freundschaftsvertrag mit Belgrad schließt, wird vermerkt, es sei das dritte Mal, daß Moskau gegen die deutsche Balkanpolitik öffentlich Stellung nehme: das erste Mal, als sie den Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt mißbilligte, das zweite Mal, als sie der Türkei ein (von dieser nicht angenommenes) Neutralitäts- und Hilfeleistungsangebot machte. Es folgt nach dem jugoslawischen Zusammenbruch der sowjetisch-japanische Neutralitätspakt, durch den sich Japan, aber auch Rußland den Rücken dekken. Die Symptome wurden aufgezählt, die auf die wachsende Spannung zwischen Berlin und Moskau hindeuteten, die große Vorsicht betont, die Stalin seit dem Neutralitätspakt mit Deutschland vom August 1939 an den Tag gelegt, die Sicherungen genannt, die er sich im Schatten der deutschen Erfolge an der Ostsee, in Ostpolen, am Schwarzen Meer verschafft hatte.

Es kam der 22. Juni 1941. Hitler fiel in Rußland ein, und von da an stehen die militärischen Vorgänge an der Ostfront im Mittelpunkt meiner Freitags-Chronik. Ich bekenne, daß an jenem strahlenden Sommer-Sonntag, als wir die Eröffnung des Rußlandfeldzuges vernahmen und abends Churchill über den Rundfunk sprach, für die meisten von uns der Ausgang des Krieges mit der größten Wahrscheinlichkeit feststand. Welches Abenteuer! Im Rücken das Meer mit England und hinter diesem Amerika, unter deutscher Besetzung eine Menge Völker, die von Stund an begannen, ihre Mutlosigkeit zu vergessen und Morgenluft zu wittern, vor den deutschen Armeen der unermeßliche russische Raum, aus dem noch kein Eroberer als Sieger heimgekehrt war. Wir lasen Voltaires «Karl XII.», Tolstois «Krieg und Frieden», nach einiger Zeit erschien in deutscher Übersetzung auch die vorzügliche Geschichte des Feldzugs Napoleons in Rußland des russischen Historikers Eugen Tarlé²; alle Namen von Flüssen und Städten, um deren Besitz die Russen einst gegen die Schweden und gegen die Franzosen gekämpft hatten, erschienen von neuem in den Heeresberichten aus Berlin und Moskau. Die Entlastung, die dadurch für England eintrat, der Blockadering, der sich seit dem 22. Juni endgültig um Deutschland schloß, die Koordinierung zwischen der britischen und der so-

wjetischen Kriegsführung, über die in Moskau von den gleichen Generälen verhandelt wurde, die sich im Sommer 1939 nicht über einen Bündnisabschluß hatten einig werden können, das Treffen Churchills mit Roosevelt (das erste seit Kriegsausbruch) auf einem Kriegsschiff im Atlantik, ihr Beschuß, Rußland ein Höchstmaß von Hilfe zuteil werden zu lassen, die Herstellung eines britisch-sowjetischen Verbindungsweges durch Iran, die Inbesitznahme von Stützpunkten auf Island und Spitzbergen durch die Westmächte: das eine folgte dem andern auf dem Fuße nach, während die Wehrmacht auf breiter Front in Rußland Geländegewinne erzielte und die Sowjettruppen sich zurückziehen mußten.

Ich verglich den Kalender Hitlers mit demjenigen Napoleons, der seinen Rußlandfeldzug zwei Tage später, am 24. Juni, begonnen hatte, und erwähnte am 12. September, zwölf Wochen nach Hitlers Kriegserklärung an die Sowjetregierung, daß Napoleon im Jahre 1812 im Laufe von zwölf Wochen Moskau erreicht und besetzt hatte; im entsprechenden Zeitpunkt unternahm Timoschenko Gegenangriffe auf die deutschen Stellungen zwischen Smolensk und Jelnia. Anfangs Oktober prüfte eine Dreierkonferenz in Moskau, an der Lord Beaverbrook, Averell Harriman und Molotow teilnahmen, welche Lieferungen Rußland nötig habe, «um die Achsenmächte zu besiegen». Acht Tage später zitierte ich Hitlers Erklärung, «die Voraussetzung (sei) geschaffen worden zu dem letzten Hieb, der noch vor Einbruch des Winters diesen Gegner (Rußland) zerschmettern» soll, und die zuversichtliche Diagnose des Reichspressechefs Dr. Dietrich: «Der Feldzug im Osten ist militärisch entschieden, die russische Front an ihren wesentlichen Punkten zersägt und zerschmettert.» Ende Oktober hieß es in einem Berliner Kommentar, die Entscheidungsschlacht im Osten habe der «Sowjetmacht das Rückgrat gebrochen». Aber die Russen leisten vor Moskau, vor Leningrad, vor Charkow erbitterten Widerstand, stelle ich in der gleichen Sendung fest.

Im Laufe der gleichen Wochen ist immer wieder die Rede von einer wachsenden Spannung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten. Am 7. November 1941: «Man muß sich heute vergegenwärtigen, daß unter allen weltpolitischen Vorgängen das Ringen um eine endgültige Stellungnahme Japans in diesem Kriege seit dem Beginn des deutschen Feldzuges in Rußland weitaus der wichtigste ist.» Der japanische Druck auf Amerika habe zugenommen. Ende November bezeichnen dann die deutschen Frontberichte die Operation im Zentrum der Ostfront als den «Endkampf um die russische Hauptstadt». Endlich, in der Sendung vom 12. Dezember 1941, erscheinen die beiden großen Ereignisse am Bildschirm des Wochenrückblicks: der Angriff der Japaner gegen die Vereinigten Staaten und der russische Erfolg vor Moskau, der die Wehrmacht zum Abbruch der Kampfhandlungen vor der russischen Hauptstadt zwingt. «Der ganze Erdkreis ist nun in zwei feindliche Lager gespalten, die in einem Kampf auf Tod und Leben einander gegenüberstehen», heißt es

in meinem Kommentar. Dazu der Bericht: Italien und Deutschland haben den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt; aber Japan tut nicht ein Gleiches gegen die Sowjetunion. China und neun lateinamerikanische Republiken erklären den Achsenmächten den Krieg. Man gibt sich Rechenschaft, daß man Europäer ist und wegen der Ausdehnung des Krieges auf den ganzen Erdball keinen Anlaß hat, stolz zu sein. Diese etwas gedrückte Stimmung klingt aus einem Satz der gleichen Sendung; ich sagte: «Die Kleinheit, die Armut, die Abhängigkeit Europas werden im Lichte der jüngsten Ereignisse erst recht deutlich.» Von dieser Ausweitung des Krieges heißt es in der letzten Sendung des Jahres 1941: «In Rußland und in Libyen (ist) die Initiative an die Alliierten übergegangen, während auf den fernöstlichen und pazifischen Kriegsschauplätzen die Japaner das Gesetz des Handelns diktieren.»

Diese Kriegsberichterstattung war ein geistiges Abenteuer. Ich wünsche jedem Historiker, daß er einmal Gelegenheit erhält, die Geschichte im Werden öffentlich kommentieren zu müssen. Es ist eine Prüfung für Scharfsinn und Spürsinn. Den Propheten zu spielen, wenn man rückblickend den Ablauf der Geschichte betrachtet, ist nicht schwer; es sieht alles aus, als ob es genau so und nicht anders hätte verlaufen können. Das ist aber nicht so selbstverständlich. Weil Unvorhergesehenes eintreten kann, Zwischenfälle des öffentlichen Lebens, eine unerwartete Wendung, ist in ihren Einzelheiten die Zukunft nicht voraussehbar. Dennoch handelte es sich darum, anhand der feststellbaren Gegebenheiten eine möglichst zuverlässige Diagnose der politischen und militärischen Lage zu stellen, und darum, mit der gebotenen Umsicht, eine Prognose zu wagen. Die Behauptungen der nationalsozialistischen Führer, die russischen Armeen könnten sich von den erhaltenen Schlägen nicht mehr erholen, stellte ich mit einem Satz im Februar 1942 richtig: «Der feste Punkt in der alliierten Front ist die russische Armee, die sich als einzige nicht in Zahl und Ausrüstung den Achsenmächten unterlegen erwiesen hat.» Umgekehrt machten England und Amerika im Krieg gegen Japan kritische Augenblicke durch, die auch die vorübergehende Einstellung der amerikanischen Materialhilfe an Rußland notwendig machte und die Operationen der Westmächte im Mittelmeer und gegen Europa stark verzögert hat.

Vom Herbst 1941 an mußte immer häufiger über die Widerstandsbewegungen in den deutsch besetzten Gebieten berichtet werden. Am 3. Oktober: Neurath wird durch Heydrich im sogenannten «Protektorat» ersetzt, Todesurteile sind an mehr als hundert Tschechen vollstreckt worden, und wörtlich: «Akte der Auflehnung und der Sabotage wurden ebenfalls im besetzten Polen, Jugoslawien und Bulgarien verübt.» Es folgen die Anschläge gegen Wehrmachtsangehörige in Frankreich und die von den deutschen Stellen gemeldeten Geiselserschießungen. Die Haftung der Verwandten der Attentäter, die Nöte Dänemarks und Norwegens finden Erwähnung, Heydrich wird von Tschechen ermordet, und so fort. Von den Jahren 1942 und 1943 an bildet die Tätigkeit

de Gaulles und des «Freien Frankreichs» und die Rolle Titos und der jugoslawischen Partisanenarmee wiederholt den Gegenstand meiner Wochenberichte. Ich habe nicht verfehlt, das unglückliche Verhalten der amerikanischen Regierung gegenüber de Gaulle und ihre ungeschickte Politik nach der Besetzung Nordafrikas zu erwähnen, desgleichen die Spannungen, die zwischen der von den Alliierten anerkannten Regierung Badoglio in Italien und der Front der Antifaschistischen Parteien in diesem Land entstanden sind, nachdem Mussolini gestürzt war und die Anglo-Amerikaner mit Italien einen Waffenstillstand geschlossen hatten. Der Bruch der polnischen Exilregierung mit Moskau ließ einen Riß in der alliierten Front entstehen.

Es versteht sich von selbst, daß wir in der Schweiz mit diesen Widerstandsbewegungen sympathisierten. Geistiger Widerstand gegen die nationalsozialistische Propaganda, die mit ihrem Volkstumsbegriff und ihrem Führerprinzip unserem Herkommen und unserer politischen Daseinsform so sehr widersprach, regte sich in den verschiedensten Kreisen. In Zürich besaß ich im Kreis um die «Weltwoche», unter den eigenen Fakultätskollegen, bei meinem Freund Emil Oprecht, der in seinem «Europa-Verlag» die Schriften deutscher Emigranten und andere im Dritten Reich verbotene Bücher herausgab und den Verwaltungsrat des Schauspielhauses präsidierte, auch im Schauspielhaus selbst einen geistigen und moralischen Rückhalt. Brechts «Mutter Courage», diese dichterische Chronik eines Krieges, wirkte erschütternd, als sie im Frühjahr 1941 über unsere Bühne ging. Später, im Dezember 1943, lieferte die Widerstandsbewegung im besetzten Norwegen den Stoff zu Steinbecks Stück «Der Mond ging unter». Es war auch in jenen Jahren, als uns ein Freund den Erstlingsroman eines jungen Zürchers brachte mit der Bemerkung: «Das ist ein kommender Mann.» Er hieß Max Frisch, hatte im gleichen Jahr sein Architektendiplom erworben, da ich an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Professor wurde; aber ich kannte ihn noch nicht persönlich. Sein ergreifendes, aus der Kriegssituation entstandenes Stück «Nun singen sie wieder», und ein solches des bei uns viel gelesenen italienischen Emigranten Ignazio Silone waren die beiden letzten Uraufführungen im Schauspielhaus, im Frühjahr 1945, ehe der Krieg in Europa zu Ende ging.

Ich hielt mich auch häufig in der französischen Schweiz auf, wo ich Kontakt mit geflüchteten Franzosen und französisch-schweizerischen Freunden hatte. Als die Deutschen im November 1942, nach der Landung der Alliierten in Nordafrika, auch den südlichen Teil Frankreichs besetzten, gründete ich mit dem französischen Dichter Pierre Jean Jouve und andern in Genf eine Zeitschrift mit dem Titel «Lettres», damit noch irgendwo die französische Literatur und Dichtung sich frei äußern konnte. (Allerdings mußte ich in Bern dafür bürgen, daß in dieser Zeitschrift keine Politik gemacht werde.) Ich will von den Gegnern nicht sprechen; es gab sie auch in der Schweiz. Das deutsche Generalkonsulat in Zürich und die deutsche Gesandtschaft in Bern erfüllten ja

wohl ihren Auftrag, wenn sie eifrige Propagandisten des Dritten Reichs waren und die deutsche Kolonie dafür einspannten. Erst nach Kriegsende sagte man mir im Berner Bundeshaus, daß zu dreien Malen von jener Gesandtschaft meine Ersetzung am Sender Zürich durch eine andere Persönlichkeit verlangt worden sei. Warum man mir das nicht früher mitgeteilt habe? Weil man mich nicht unnötig habe beunruhigen wollen. Es flogen recht bedrohliche anonyme Briefe ins Haus; auch die Zuschrift eines angeblichen «Ostfrontkämpfers» an die schweizerische Gesandtschaft in Berlin, der gegen meine Sendungen protestierte, wurde mir nachgeschickt. Eine «schwarze Liste» schweizerischer Persönlichkeiten, von den Alliierten in Deutschland gefunden, zählt die Namen auf, mit denen ich in der Schweiz während des Krieges in Gesinnungsgemeinschaft verbunden war. Der meine war nicht vergessen. Es war aber das spannende und befriedigende an dieser Tätigkeit, daß schreiben in den Zeitungen und sprechen am Rundfunk nicht bloß eine unverbindliche Beschäftigung war wie im Frieden, sondern Einsatz verlangte und Risiko bedeutete.

Die Führer der beiden verfeindeten Lager ließen die Welt nicht im Unge wissen, daß sie bis zum Ende kämpfen, keinen Vermittlungs- oder Kompromißfrieden schließen würden. Hitler kündete den «Kampf um Sein oder Nichtsein» an und bezeichnete die feindliche Koalition als eine Verschwörung des jüdischen Kapitalismus und Kommunismus. Ich unterließ nicht, die unheildrohende Stelle aus seiner Rede vom 24. Februar 1942 zu erwähnen, wo es heißt, «durch diesen Krieg würde nicht die arische Menschheit vernichtet, sondern die Juden ausgerottet werden» (Sendung vom 27. Februar 1942). Zum dritten Jahrestag des Krieges schließt mein Rückblick auf das Geschehene mit der nüchternen Feststellung: «Militärisch (ist) im gegenwärtigen Weltkrieg noch nichts geschehen, was als kriegsentscheidend bezeichnet werden könnte» (28. August 1942). Es folgt der Ausblick: «England (hat) als Ausgangspunkt künftiger Offensivoperationen zu dienen»; Stalin drängt auf die Eröffnung einer zweiten Front. Von Australien hat die Offensive gegen Japan auszugehen. Amerika hat Verspätung an vielen Fronten. Bei Stalingrad muß die Entscheidung fallen; Stalingrad ist das «Rote Verdun». Das «Ausradieren» ganzer Städte, das einst Hitler England angedroht hatte, hat mittlerweile in umgekehrter Richtung «grauenhafte Fortschritte gemacht» (18. September 1942).

Endlich, am 13. November 1942, kann die Veränderung der Gesamtlage gemeldet werden: Montgomery ist bei El Alamein durchgebrochen, eine anglo-amerikanische Expeditionsarmee unter Eisenhower ist in Nordafrika gelandet, das zum Aufmarschgebiet der Alliierten im Mittelmeerraum wird. Der Krieg steht im Zeichen der doppelten Initiative der Alliierten in Nordafrika und in Rußland, wo die «Lage der von den Russen zwischen Don und Wolga eingeschlossenen deutschen Streitkräfte bei Stalingrad zweifellos ernst ist» (11. Dezember 1942). Die im Januar 1943 stattfindende Zusammenkunft Churchills und Roosevelts in Casablanca sei, sagte der amerikanische Präsident, «als die ‚Kon-

ferenz der bedingungslosen Kapitulation‘ zu bezeichnen». Ein paar Tage später ist die Fünf-Monate-Schlacht von Stalingrad zu Ende. Zur Rede, die Hitler am zehnten Jahrestag seiner Machtergreifung gehalten hat, folgender Kommentar: «Von der deutschen Führung wird jeder Gedanke an ein Arrangement mit dem russischen Gegner als völlig unmöglich abgelehnt und dem deutschen Volk bloß die Wahl zwischen seinem völligen Sieg und der sicheren Vernichtung gelassen.» Im März 1943 bringe ich die Unstimmigkeiten zwischen Moskau und Washington über Fragen des Kriegseinsatzes und der politischen Nachkriegsplanung zur Sprache; die beiden westlichen Außenminister Eden und Cordell Hull hatten erklärt, eine Verständigung zwischen den verbündeten Regierungen über die Nachkriegsperiode sei unbedingt notwendig (19. März 1943). Ich erwähnte Stalins Tagesbefehl am 1. Mai 1943, in dem er sich die Formel von Casablanca zu eigen mache und erklärte, ein englisch-amerikanischer Sonderfrieden mit Deutschland sei ebenso undenkbar wie ein russischer Sonderfrieden mit Deutschland (7. Mai 1943).

Immer häufiger kommen die Pläne zur Eröffnung einer zweiten Front in Westeuropa zur Sprache und werden die Bedingungen erwähnt, von deren Erfüllung eine so schwierige Operation abhängt: Materialüberlegenheit, Überlegenheit in der Luft, Verbesserung der Schiffahrtslage, Schädigung der deutschen Industrie durch Luftangriffe usw. Am vierten Jahrestag des Kriegsausbruchs hält Churchill mit der Sprache nicht mehr zurück; er sagt: «Ich erwarte den Tag, an dem die britischen und amerikanischen Befreiungsarmeen in voller Stärke den Kanal überqueren und mit den deutschen Angreifern Frankreichs ins Handgemenge kommen» (3. September 1943). In der gleichen Sendung mein Kommentar: «Ein berühmt gewordenes Wort ist in erschreckendem Ausmaß in Erfüllung gegangen: der Krieg hat Blut, Schweiß und Tränen gebracht, und man muß hinzufügen, daß infolge des industrialisierten Krieges die Zerstörungen noch nie in der Geschichte einen so furchterlichen Umfang angenommen haben wie heute...» Am gleichen Tag kapituliert Italien, und ehe der Monat September um ist, muß die «Weltchronik» der besonders harten Prüfungen gedenken, die über Neapel und seine Bevölkerung gekommen sind (24. September 1943).

Das Fazit nach dem Umschwung in Nordafrika und in Italien wird am 22. Oktober 1943 gezogen; ich sagte: «Es ist... bemerkenswert, daß nach einer Unterbrechung von einem Vierteljahrhundert infolge der Entwicklung des gegenwärtigen Krieges jene Koalition wieder zustandegekommen ist, die bereits im vorigen Weltkrieg bestanden hat, in der neben England und Amerika Frankreich, Italien und Rußland zusammengeschlossen sind... Der Hauptunterschied zum letzten Weltkrieg ist aber natürlich der, daß diesmal die Ostfront die wichtigste Landfront in Europa bildet — anstatt der französischen Westfront wie 1914—1918... Ein anderer Unterschied besteht darin, daß diesmal Japan nicht als Verbündeter, sondern als Feind der angelsächsischen See-

mächte aufgetreten ist..., (aber) entsprechend seinem Neutralitäts- und Freundschaftspakt mit Sowjetrußland nicht gegen diese Macht ins Feld gezogen ist.» Und weiter: «Die Frage Polens wird zweifellos eine der heikelsten sein, vor die sich die alliierten Außenminister (an ihrer Konferenz in Moskau) gestellt sehen.» Ferner: General de Gaulle protestiert dagegen, daß in der von den alliierten Regierungen ins Leben gerufenen Europakommission Frankreich keinen Sitz erhält; aber Amerika erkennt den Anspruch der Provisorischen Regierung in Algier nicht an.

Es mag nachträglich interessieren, weshalb nach unsrern damaligen Informationen an der Konferenz der Großen Drei in Teheran jedes Entgegenkommen an Deutschland ausblieb. Ich berichtete darüber, es scheine den Alliierten nicht «daran gelegen zu sein, durch irgendwelche politischen Angebote oder Versprechen gewissen deutschen Kreisen ein Einlenken zu erleichtern.» Man erinnere sich in England und Amerika, daß «die 14 Punkte des Präsidenten Wilson sich auf die Nachkriegsbeziehungen zum besiegten Deutschland nur ungünstig ausgewirkt hatten.» Später sei in Deutschland die Novemberrevolution von 1918 als «Dolchstoß in den Rücken» und das Programm Wilsons als Betrug ausgelegt worden. «Aus diesem Grunde ist heute den alliierten Regierungen so wenig an einem inneren Umschwung in Deutschland oder an der Verständigungsbereitschaft gewisser deutscher Kreise gelegen... Roosevelt, Churchill und Stalin wünschen nicht die Wiederholung der Mißverständnisse, die infolge der Novemberereignisse 1918 die Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und seinen früheren Gegnern Jahre hindurch vergiftet und zu neuer Feindschaft geführt haben» (10. Dezember 1943). Als in den folgenden Monaten die Deutschen ihre letzten Kräfte für den totalen Verteidigungskrieg aufboten, sagte ich Ende März 1944: «Diese Abwehrbereitschaft... mag teilweise auch davon herrühren, daß die Alliierten für den Fall ihres Sieges Deutschland wenig Hoffnung auf eine lebenswerte nationale Zukunft geben, sondern schlechthin die bedingungslose Kapitulation des Gegners fordern» (24. März 1944). Der letzte Akt der Kriegstragödie begann. Als nach der Invasion Frankreichs Graf Stauffenberg am 20. Juli Hitler zu beseitigen versuchte, blieb mir nichts anderes übrig, als den Gegensatz zwischen den konservativen Offizierskreisen und den Führern des Regimes, die nun mit allen Mitteln die Verteidigung ihrer erschütterten Machtstellung vorbereiteten, zu schildern, und der Opfer dieses mißlungenen Staatsstreichversuchs zu gedenken.

Eine merkwürdige Erfahrung machte ich mit meiner Sendung vom 14. April 1944, als ich auf Grund amerikanischer Angaben über den Verlauf des Luftkrieges sagte, um den 10. Mai herum wären die vorbereitenden Operationen der alliierten Luftwaffe so weit gediehen, daß «Eisenhower den Zeitpunkt für den Beginn amphibischer Operationen für gekommen erachten würde». Eine englische Presseagentur griff den Satz auf, und am nächsten Tag stand in der britischen und amerikanischen Presse, ich hätte den Beginn der Invasion

für den 10. Mai vorausgesagt. In der Schweiz gab es Aufregung, und es stellte sich heraus, daß viele Leute die Invasionsvorbereitungen in England, über die schon so viel in der Presse und am Rundfunk aller Länder berichtet worden war, für einen Bestandteil des «Nervenkrieges» hielten und gar nicht an eine bevorstehende Landung in Frankreich glaubten. Eine satirische Wochenzeitung in Bern publizierte eine amüsante Karikatur, auf der ich als Wahrsager mit einer Kugel in der Hand und einem spitzen Hut auf dem Kopf dargestellt war; im Text wurde mir bescheinigt, ich hätte «den Landessender Beromünster mit großem Erfolg in die Nervenkriegspropaganda» eingeschaltet.

Der Scherz hatte bald ein Ende: der «längste Tag», der 6. Juni 1944, brach an. Die Schlacht in der Normandie entschied über die Befreiung Frankreichs, und der Krieg flutete wie die Ebbe zurück, nachdem er vier Jahre zuvor unser westliches Nachbarland überschwemmt hatte. An der Ostfront lag bereits die Grenze Ostpreußens unter russischem Feuer. Es war meine größte Enttäuschung im Kriege, daß er nicht im Herbst 1944 zu Ende ging und noch eine Unmenge Unheil, Zerstörung und Jammer brachte. Resigniert zog ich am 20. Oktober einen Vergleich zwischen 1918 und 1944: «Eine Fristverlängerung für den Krieg hat das Regime in Deutschland zweifellos noch erreicht», heißt es dort, und ich fuhr fort: «Man erinnert sich aus dem letzten Weltkrieg, daß Hindenburg und Ludendorff in geradezu ultimativer Form von der Reichsregierung den Abschluß eines Waffenstillstandes mit der Entente forderten, als die Front noch in Frankreich verlief, Österreich-Ungarn noch stand und Rußland als Gegner längst ausgeschieden war. Nach militärischen Gesichtspunkten hielten damals die deutschen Heerführer eine Fortsetzung des Kampfes für zwecklos. Es ist klar, daß seit der Befreiung Frankreichs und Belgiens, seit den großen russischen Erfolgen in den baltischen Staaten und im Karpathen-Donau-Balkan-Raum und seit dem englischen Vorstoß in Griechenland und an der dalmatinischen und albanischen Küste nach rein militärischen Gesichtspunkten die Lage Deutschlands viel schlimmer ist als im Oktober 1918.» Das werde eigentlich von den nationalsozialistischen Führern gar nicht in Abrede gestellt, aber sie gingen über die Argumente der militärischen Führer hinweg, «wenn es sich für sie darum handelt, einen Kampf um Leben und Tod zwar nicht der Nation, aber der Partei und des Regimes zu Ende zu kämpfen».

Damit war das endgültige Urteil, was die militärische Sache betrifft, ausgesprochen. Alles übrige — auch die V-Waffen und die Rundstedt-Offensive, die an der strategischen Lage nichts änderten, wie ich sogleich feststellte — war nur noch Episode. Freilich habe ich meine Tätigkeit am Rundfunk bis ans Ende fortgesetzt; man mußte über Jalta sprechen, die Fortschritte der Russen und die Überschreitung des Rheins durch die westlichen Alliierten schildern. Ich hatte seit 1940, als ich Zeuge der französischen Katastrophe war, die Schweiz nicht verlassen. Aber im April 1945 wurde ich in Süddeutschland Zeuge des deutschen Zusammenbruchs. Es folgte die Konferenz der Großen

Drei in Potsdam, es tauchten die ersten Spannungen zwischen den Verbündeten auf, aber diese hielten ihre Einigkeit im Hinblick auf den Krieg gegen Japan aufrecht. Die Atombombe von Hiroshima bereitete dann dem Krieg in Ostasien ein rascheres Ende, als man vorausgesehen hatte.

Die heute weniger als Dreißigjährigen haben an jene Zeit bereits keine Erinnerung mehr, und die ältern sind bestrebt, zu vergessen. Schon wollen manche nicht mehr wahrhaben, was einmal Wirklichkeit war. Die Geschichte ist aber das Gedächtnis der Völker. Ich habe nie etwas anderes gewollt und für mein bescheidenes Teil erstrebt, als mit Aufrichtigkeit der historischen Wahrheit zu dienen. In dem blutigen Tumult des Zweiten Weltkrieges war das eine begeisternde, aber schwierige Aufgabe. Ich erinnere mich an das Wort eines meiner Lehrmeister. Er sagte: «Ich habe getrachtet zu verstehen. Ich behaupte nicht, daß ich verstanden habe, aber ich habe es versucht.»

¹ Mahan Alfred T., *The Influence of Sea Power upon History*, 1890 (in deutscher Übersetzung vom Deutschen Flottenverein hg. 1898).

² Eugen Tarlé, *Napoleon in Russland* 1812, Steinberg Verlag Zürich 1944 (Original vom Hist. Institut der Akademie der Wissenschaften der V. S. S. R. in Moskau hg. 1938).

Die Intellektuellen und der Kommunismus

OTTO WOODTLI

Wer sich in der Öffentlichkeit für die Aufklärung über den Kommunismus einsetzt, hört immer wieder die Frage: Warum sind denn, angesichts der unwiderlegbaren Absurdität des kommunistischen Systems, die westlichen Intellektuellen so wenig zu einem entschiedenen Nein bereit? Warum sind gerade sie — auch in der Schweiz — immer und immer wieder auf der Seite der Wankelmütigen, der Sympathisanten, ja der entschiedenen Anhänger der roten Parolen zu finden? Es spricht aus dieser Frage die Angst und zugleich ein Vorwurf: Angst, weil der Nicht-Akademiker, bewußt oder unbewußt, dazu neigt, dem Intellektuellen einen größeren Einfluß auf die Gesellschaft zuzubilligen, als dieser tatsächlich besitzt, und der Vorwurf, weil der Intellektuel-